

Die Gymnasien von St. Jürgen und Annenstedt

Annenstedt liegt südöstlich des Harzes. Die kleine Stadt mit den spitzen Türmen war einmal der Sitz eines stolzen Markgrafengeschlechtes; von dieser Herrlichkeit ist nur eine Ruine übrig, zu der gepflegte Wege führen. Das Städtchen liegt durch eigene Schuld an einem Nebenstrang der Eisenbahn; die laute Welt hat nicht teil an dem, was in seinen alten Mauern und winkligen Gassen geschieht. In diesem Städtchen ist das Lebendigste das Gymnasium Stephaneum.

Auch das Gymnasium von St. Jürgen liegt in einer Kleinstadt, die ihre Geschichte hinter sich hat. Es ist ein altes Zisterzienserkloster. Von der Straße her blicken auf den Lindenbestandenen Hof die gotischen, die Renaissance- und Barockgiebel der Patrizierhäuser. Alte Geschlechter sehen den Spielen der Jugend zu. Nicht fern, in drei Stunden zu Fuß zu erreichen, rauscht die Ostsee.

Weder das Städtchen in der Nähe der Ostsee noch das südöstlich des Harzes ist in einem geographischen Namensverzeichnis oder auf einer Landkarte zu finden; beide liegen in der Phantasiewelt der Dichtung. Das Gymnasium von St. Jürgen ist der Mittelpunkt des gleichnamigen Romans von Max Dreyer¹, zu Annenstedt läßt Frank Thieß seine Gymnasiasten das „Tor zur Welt“ durchschreiten².

Frank Thieß und Max Dreyer haben eine hohe Meinung von der Bedeutung unserer Gymnasiasten. Thieß schickt seinem Roman als Motto die Worte Karl Spittlers voraus: „Was hat eine Nation Besseres als Primaner und Sekundaner? Und wie wären wir alle geworden ohne unsere unreifen Pläne, ohne unsern lächerlichen Größenwahn von damals? Alles, was wir sind und können, schulden wir der Gymnasialzeit. Dort keimte unsere Persönlichkeit. — Wo hinaus mit mir? schreit die nach Taten, nach Leistungen, nach Ruhm dürstende Seele des mannbaren Jungen. Nicht nach dem Maturitätsexamen schreit sie, wahrlich nicht, sondern nach dem zukünftigen Ich, das dem werdenden Menschlein seine Daseinsberechtigung, seine innere Ruhe, sein Ansehen unter den Mitmenschen erobert.“ Max Dreyer aber schließt seine Erzählung mit den Worten: „Gebt uns die Jugend, und wir machen das Jahrhundert!“ Diesen Ausruf legt er dem neuernannten Gymnasialdirektor Joachim Braß in den Mund; er spricht aber seine eigene Meinung damit aus, denn Joachim, genannt Fortinbras, ist in seinen besten Augenblicken offensichtlich die Verkörperung der Ideale des Verfassers.

Dieser Vorspruch und dieser Ausklang sind zugleich charakteristisch für die grundverschiedene Haltung, die Frank Thieß und Max Dreyer dem ethischen und sozialen Problem der Gymnasialjugend gegenüber einnehmen.

* *

Mit der lebensvollen Schilderung einer Freistunde hebt Max Dreyers Erzählung an. Man wird erwartungsvoll gestimmt, wenn man da gleich zu Be-

¹ 8° (287 S.) Leipzig 1925, L. Staaßmann. Geb. M 6.—

² 8° (352 S.) Stuttgart 1926, J. Engelhorn. Geb. M 6.50

ginn auf ein Stück Prosa voll Farbe und Wärme stößt. An einem der vermauerten Rundbogenfenster des Erdgeschosses lehnen mehrere Oberprimaner und rauchen Zigaretten. „Dann und wann wirbelte, sprühte, spritzte einen von den ganz Kleinen, den Sextanern, das jagende Spiel in diesen Winkel, vor diese Verbrecherkolonie. Dann blieb er wohl stehen, mit offenem Munde vor so erhabenem Frevel, eh ihn die kindliche Lust wieder verschlang. Einer aber, ein rosiges Kerlchen, purzelte hinein in den Kreis, stürzte mit dämonischen Augen auf den längsten der Unholde: „Laß mich auch mal!“ Der nahm die Zigarette lächelnd aus dem Mund und steckte sie zwischen die knospenden Lippen. Ein paar lasterhaft tiefe Züge, und ruchlos beseligt fliegt der kleine Bösewicht wieder in die tobende Schar der Kameraden.“ Aber leider sind solche Rosinen recht sparsam in den Kuchen verteilt. Die Darstellung hat meist etwas Hölzernes, sie weiß weder das Leben des Gegenständlichen noch das Subjektiven in Wort und Bild zu bannen. Gleichwohl fesselt das Buch durch Stoff und Wirkabsicht.

Scharf umrissen sind nur wenige von den zahlreichen Gestalten der Erzählung: Joachim Braß, der Jugenderzieher aus Neigung, Herrenmensch „starr und stur“, drum Verteidiger von Ordnung und Autorität, aber doch aufgeschlossen für das Gute neuer Formen; Benno von Treutlin, der Obertertianer, der dem Alter nach Primaner sein sollte, ein gescheiter Junge mit gutem Kern, aber durch die Schwäche der verwitweten Mutter und die Lockerungen der Nachkriegs-, zumal der Inflationszeit gründlich verdorben; als Gegenspieler Joachims der geistreiche, leichtfertige Ministerialrat Falkner, dessen Erziehungsreform auf völlige Aufhebung der Autorität des Lehrers hinausläuft; und endlich Bennos Mutter, noch schön und jugendlich, hochkultiviert, aber sittlich haltlos, die Braß und Falkner erotisch anzieht, um schließlich einen polnischen Klaviervirtuosen auf seiner Konzertreise nach Holland zu begleiten. Neben diesen Hauptfiguren bleiben die übrigen Personen in nebelhafter Verschommenheit, aus der nur der eine oder andere charakteristische Zug klar sichtbar wird. Von den Primanern ist Hans Weinhold der schwärmende Dichter, Oswolt v. Kiebnig kriegsbeschädigt, pazifistisch, sein Vetter Diebrand v. Kiebnig nationalistisch, Friß Präter zäher, trockener Verstandesmensch, Sally Beilchenfeld der gewandte, skeptische Debatter und Bernhard Prahm der eckige, unbeholfene, aber starke und zuverlässige Zimmermannssohn. Unter den Kollegen Joachims hebt sich ab die Jammergestalt des Religionslehrers Dr. Bode, genannt Hosenboden, und der selbstlos für das Neue begeisterte Studienassessor Einhart Steffensen. Nicht zu vergessen der würdige, konservative Direktor Boldewiek und der noch konservativere prachtvolle Schuldiener Huswädel.

Wenn auch das Spiel erotischer Beziehungen zwischen Eva und den drei so grundverschiedenen Männern einen breiten Raum einnimmt, so liegt doch der dieser Erzählung eigentümliche Gehalt in etwas anderem. Es handelt sich im Grunde um die Frage, ob die Jugend möglichst von aller autoritativen Führung befreit, in Schule und Leben kraft der dem eigenen jungen Sein entstammenden Bewegung sich entwickeln soll, oder ob in Unterricht, Erziehung und Bildung die Autorität der Eltern und Berufserzieher von entscheidendem Einfluß sein muß. Der Verfasser läßt nicht den geringsten Zweifel, daß er sich

für straffe autoritative Bindung entscheidet. Schon beim ersten Auftauchen des Ministerialrats Falkner, der die Freiheit des Kindes proklamiert, übt Joachim Braß ironische Kritik. „Ich verstehe. Freiheit des Kindes. Freiheit auch der Eltern und der Lehrer, Freiheit auch von jeder Verantwortung. Ein Leben für Götter und Göttersöhne.“ Auf den Einwand, an der Jugend sei all die Jahre durch Zwang viel gesündigt worden, entgegnet er: „Ist sie ruiniert, dürfen wir sie doch erst recht nicht sich selber überlassen! Gerade nach alledem bedarf sie heute doch der sorgsamsten Beratung. . . Ich hab' nun mal einen eigenen Freiheitskoller. Ich kann das Wort Freiheit nicht mehr vertragen. . . Von all seinen Definitionen hat mir immer die am besten gefallen: Freiheit ist die Knechtschaft der andern. . . Die Freiheit der Kinder ist die Abhängigkeit, die Willenlosigkeit, das Sklaventum der Lehrer und auch der Eltern. Wofür ich meistens mich bedanke. . .“

Damit ist die These ausgesprochen. Wie steht es nun mit der künstlerischen Gestaltung in konkreten Menschen und Handlungen? Am Gymnasium von St. Jürgen ist von vornherein unter den Schülern die Richtung auf freiheitliche Eigenbewegung vertreten durch Jugendbundgruppen und den ganz individualistisch auf sich selbst gestellten Benno. Mit Humor und Hohn wird das „lächerliche Schülerparlament“ des Schülerrats geschildert, in dem die Primaner-Greife sich kaum gegen die quecksilbernen Quartaner behaupten können. Was nützt dem Primaner Dibrand sein unmutiger Ausbruch, der als Beispiel des Pennäler-Jargons gelten kann: „Ja, die Schar der Embryonen — sind die wahren Myrmidonen.“ Mit Wehmut schaut der Verfasser auch dem Treiben der Jugendgruppe zu, deren tragende Kraft der schwärmende Ostwolf ist. „Ein Wandervogellager in sonnenbeschienener Waldlichtung, Mädchen und Jungen. In viele Gruppen aufgelöst. Alle Schattierungen spielen hier. Fanatiker der Menschheitsidee, schwärmende Pazifisten, kosmische Weltentdecker, grübelnde Gottsucher, Frauenverächter und Aszeten — bis hinüber zu den Fraglosen, Unbeschwertern, den leichtherzigsten, verliebtesten Sangesbrüdern und hinunter zu den denkfaulsten Mitläufern. Sie alle einig in der Jugend, dem Taumeln, dem hellen Flattern, dem Fliegen und wieder dem dunklen Irren und Graben des Jugenddranges.“ Dieser Kreis begrüßt mit Jubel die freiheitlichen Reformen Falkners, vor dem der greise Direktor Boldewiek sich in den Ruhestand zurückzieht. Anders der schon überreife, angefaulte Benno; er spottet über den „Befreier“ Falkner. „Ich weiß nicht, was ihr euch so aufregt. Schule bleibt immer Schule. Und Schulmeister bleibt Schulmeister. Ob Adalbert Falkner oder Kornelius Boldewiek. Wenn es den neuen Onkels wirklich ernst ist mit dem, was sie reden — von Freiheit des Kindes usw. — dann beanspruche ich zunächst für mich die Freiheit der Wahl, ob ich überhaupt zur Schule gehen will oder nicht. Sonst ist das alles doch bloß Geschwafel.... Frei und Schule — schulfrei kann man wohl sein. Aber freie Schule ist doch derselbe Schwindel wie freier Zwang.“

Es ist nun viel überzeugender, wie Benno auf dem Weg seiner hemmungslosen Selbstherrlichkeit in Schuld und Unglück gerät, als wie die übrige Jugend des Gymnasiums selbst die Wendung zu Ordnung, Zucht und Arbeit erzwingt. Die Jungen kommen aus den Ferien zurück, überdrüssig des weichen Schulspiels, voll Verlangen nach ernster Arbeit. „Ich will mich nicht

so durchdalbern durch meine Lehrjahre. Um was zu lernen bin ich hier“, meint Dibrand. Und ein anderer weniger solid: „Wenn alles hedonisch wird, wenn die große Schlagsahne über die Welt hereinbricht, dann wird eben Grobbrot wieder Trumppf.“ Arbeit und Autorität verlangen die Gymnasiasten. „Wir haben doch nicht den Größenwahn der Kleinen, daß wir nun mit einem Mal die Großen sind“, meint ein Primaner. „Also wir brauchen einen Großen, einen Hirten, einen Führer.“ Und in der großen Schülerversammlung wird beschlossen, Joachim Braß, der aus persönlichem und grundsätzlichem Gegensatz zu Falkner aus dem Schuldienst ausgeschieden ist, im Triumphzug zurückzuholen und seine Ernennung zum Direktor zu fordern. Was auch dank einigen glücklichen Nebenumständen gelingt.

Einen bösen Ausgang nimmt es dagegen mit Benno von Treutlin. Aus dem Mund seiner Mutter hören wir, wie launenhaft sie ihn erzogen; seltene Anfälle von Strenge, meist war sie nachsichtig bis zur Teilnahme an den ausgelassenen Streichen des Jungen. Von vier Gymnasien ist Benno bereits mehr oder minder geschäft. Wird es sich dabei um tolle Verstöße gegen Ordnung und Disziplin gehandelt haben, so zeigt das Selbstbekenntnis, das er in einer vertraulichen Stunde dem ihm sympathischen Braß ablegt, daß er den Lockungen der Pubertät und verdorbener Kameraden verfallen ist. „Ja, es ist ein Skandal, wie wir Jungen mit unserer Jugendkraft umgehen!“ klagt er schmerzlich matt und welk. „Wer einmal das Laster geschmeckt hat, für den gibt es kaum noch ein Halten. Man kämpft immer wieder dagegen an — und erliegt immer wieder. Schließlich kämpft man aber nicht mehr... Es ist etwas, was man ursprünglich verbirgt. Aber die Gemeinheit braucht ja wohl Gemeinschaft und die Schamlosigkeit. Man bleibt damit nicht mehr in der Einsamkeit, es werden gemeinsame Orgien gefeiert. Was man sich selbst verbietet, die andern und die Öffentlichkeit erlauben es einem und reizen einen auf. Und der Weg der Rettung von diesen gefährlichen Anfangsgründen führt nur zu der zweiten Stufe, zu den käuflichen Weibern. Man geht in die Badstübergasse... Und wenn man mit einem reinen jungen Mädchen in Berührung kommt, bewahrt einen auch ihre Reinheit nicht. Man denkt schließlich doch wieder — auch hier — an das eine.“ Das letzte bezieht sich auf Bennos Liebslei mit den hübschen, leichtsinnigen Schuldienersstöchterlein. Der Einfluß Joachims versagt, zumal Benno die eigene Mutter im verliebten Spiel mit dem bewunderten Lehrer entdeckt. Er beredet Betti, die er durch sein keckes Wesen und Spekulationsgewinne bezaubert hat, mit ihm im Segelboot „hinaus in die Welt, hinaus in die helle Nacht“ zu fliehen. Im letzten Augenblick entreißt Vater Huswädel sein Kind dem jungen Entführer. Die Tracht Prügel, die er dem großen Obertertianer zuteil werden läßt, muß er aber schwer büßen. Benno schießt in der Erbitterung den alten Mann über den Haufen; er flieht im Segelboot und wird nicht mehr gesehen. Vater Huswädel kommt zum Glück mit dem Leben davon; wieder „läutet seine treue Hand, ernst und inhaltschwer die tief, voll und rein tönende Hausglocke“, die unter Falkner durch ein elektrisches Läutwerk verdrängt worden war.

Das elektrische Läutwerk mit seinem „widerwärtig beißenden Funkenregen“ wird zum Bild all des Neuen mit seinem Haschen, Ländeln, Spielen. Das klingt ja nach falscher Gefühlbarkeit und ungesundem Haften an dem gewohnten

Alten. Doch will Dreyer-Braß das „heilige Neue“ nicht von der Schwelle des Gymnasiums von St. Jürgen bannen, nur muß es von reinen Händen gereicht werden. Damit wird die sittlich wurmstichige Persönlichkeit und die von phantastischen sexuellen Anschauungen durchsetzte pädagogische Reformtheorie Falkners abgelehnt. Methode, geordnetes System, Autorität wird in die Herzmitte gestellt. „Und seht ihr in Ordnung nur den Zwang“, zieht Braß schonungslos den Schluß, „gut, so sag' ich, die Schule ist so wenig wie ein anderes Gemeinwesen ohne Zwang auch nur denkbar. Wird dieser Zwang aber anerkannt, erkennen die Schüler an, daß sie nur so von den Lehrern beraten, geführt, beschenkt werden können — dieser anerkannte Zwang, der und nichts anderes ist eben die Freiheit. Eine freie Schule in diesem Sinn lasse ich gelten — eine andere nicht.“

Wenn man nun fragt, was das geistige Fundament und der geistige Gehalt dieser objektiven Ordnung der Schule und der subjektiven Autorität des Erziehers ist, erhält man dürftige Antwort. Vaterland, und zwar waffenklingender Nationalismus erscheint als höchster Wert. „Menschheit hin, Menschheit her, das Vaterland brauchen wir“, zürnt Joachim. „Das Vaterland — ja und die Waffen!... Der Herd und das Schwert! Das allein kann die Nöte und Süchte unserer Zeit, unserer Jugend beschwören.“ Darum der Sehnsuchtschrei nach der allgemeinen Wehrpflicht, die den euphemistischen Namen Schwertleite erhält; sogar der Zweikampf taucht als einziges Mittel auf, eine Feindschaft schnell und ehrlich auszutragen. Weltanschauliches wird dagegen grundsätzlich abgelehnt. „Du lieber Gott — vor lauter Weltanschauung war von der Welt schon nichts mehr zu sehen“, geht es Joachim bei seinen Erziehungsplänen durch den Kopf. „Nicht mehr als eine freiwillige Turnriege sollte es sein... Turnen, schwimmen, fechten sollten die Jungen. Eine eigene Schutzwehr sollten sie sich selber sein gegen schwüle Begehrlichkeit und lasche Lust. Sind wir erst so weit, wird ganz von selbst der Geist sich einstellen — der Geist, den wir haben müssen und haben werden, ganz von selbst.“

Also das ist der pädagogischen Weisheit Braß-Dreyers letzter Schluß: Durch Ordnung des Systems und die Autorität des Erziehers geleitete und beratene Arbeit in der Schule und Körperübung in der Freizeit ist eins und alles, ist A und O; Weltanschauliches, Geistiges fällt dann den Glücklichen als reife Frucht in den Schoß. Darum ist auch im ganzen Buch kaum die Rede von Religion, sie ist nur durch einen hölzernen Religionslehrer und einen ästhetisierenden Pastor vertreten.

Ganz anders liegt die Sache bei Frank Thieß. Hier spielt Autorität der Schule und des Erziehers keine Rolle; die tiefste Triebkraft soll der Geist, die „Religion“ sein.

* * *

Durch den Roman von Frank Thieß geht keine einheitliche Handlung, er schildert Leben und Entwicklung einer kleinen Gruppe von Ober- und Unterprimanern. Wohl tauchen im Hintergrunde auch die Gestalten von Lehrern und Eltern auf; aber das sind überwiegend unbedeutende, meist widerwärtige Menschen, die auf jeden Fall nicht den geringsten fördernden Einfluß auf das innere Werden und Wachsen dieser Jugend haben. Vater Gray ist ein jäh-

zorniger Tyrann, der selbst durch die Enge der Kleinstadt bössartig geworden ist; Dunker hätte von seinem Kleinbürgerlichen Vater nur Prügel zu erwarten, wenn er in seiner Gewissensnot sich ihm offenbarte. Die Professoren sind herzlose, kleinliche Schulfuchser; einem wird sogar sadistische Freude am Angstigen und Quälen der Schüler nachgesagt; und der Direktor des Mädchenlyzeums ist ein heuchlerischer Schmutzfinf. Kein Wunder, daß der Primus und Musterknabe den Namen Tepp trägt. Mehr in den Vordergrund rücken einige Mädchen aus der höchsten Klasse des Lyzeums, aber sie machen den Gymnasiasten den Rang der Hauptfiguren nicht streitig.

Schule, Kirche und Elternhaus tragen also nichts bei zum Reifen fürs Leben. Auch auf das Treiben der Jugendbünde sehen die Helden des Romans mit Verachtung herab. „Wer von uns“, meint Wolf Brassen von sich und dem kleinen Kreis seiner Freunde, „könnte noch im Wandervogel glücklich sein zwischen rüden Mädels und ungewaschenen Jungen? Da gehören die Tepp und Tugelius hin (die Normalknaben und Musterschüler). Romantik aus Pappe. Und all die Tagungen auf Bergen und mit Resolutionen — das ist vielleicht sehr klug, was die da sagen ... aber was soll ich damit anfangen? Wer von denen, die ‚Berinnerlichung!‘ schreien, hilft meinem Innern? Ich bin vermutlich verinnerlicht, doch das ist ja gerade das Elend. Darum folgt mich das Leben so an. Und gleichzeitig könnte ich's auffressen vor Gier.“ Bei einer andern Gelegenheit, viel später, sagt zu dem künstlerischen Stimmungsmenschen Wolf der stark intellektuelle und reflexe Dietrich Gray: „Erwarte nicht von der Schule, daß sie dir hilft. Und vom Wandervogel und all den schönen Bewegungen in unserer Jugend erwartet auch nicht zu viel. Je früher man anfängt, sich selbst zu helfen, um so besser. Sieh zu, daß du mit dem Leben fertig wirst. Das ist das erste Gesetz.... Verändere dich. Verbrenne dich. Habe den Mut, ins Feuer zu springen. Tu dasselbe, was ringsum die Natur tut. Sie verändert sich sogar jedes Jahr. Ein Baum, der seine alten Blätter behält, wird im Mai nicht grünen. Verlaß alte, meinethalben gute Gewohnheiten. Prüfe deine lieben Ideale, ob sie noch dem Leben standhalten. Und wenn du Unruhe fühlst, die dich erschreckt, so folge ihr und tu, was sie dir zuraunt. Das Eis muß einmal brechen und zu Wasser werden.... Was frage ich nach dem, was die Leute gemein nennen. Jede Tat ist so rein und so unrein wie der Mensch, der sie begeht, wie die Stunde, welche ihr folgt.“

Daß in diesen Worten die ins jugendlich Unreife, aufs Keimhafte zurückgeführte Anschauung des Dichters ausgesprochen ist, ergibt sich aus einem Blick in dessen „Briefe an Zeitgenossen“, die den Übertitel führen: „Das Gesicht des Jahrhunderts.“ Hier wird die bestehende Kultur und Zivilisation als erstarrt und versteinert, als unwahr und unehrlich, als entseelt und mechanisiert gebrandmarkt; die deutsche Schule als „eine riesige Fabrik gräßlicher Seelenausbeutung“ gerichtet und verdammt. Da bleibe „nichts mehr übrig, als zu verzweifeln oder mit dem letzten Schrei der Lunge an den Einzelmenschen zu appellieren. An den Menschen, der noch nicht tot ist, der sucht, kämpft, leidet und aus den Schlünden seiner Zeit sich in reinere Bezirke sehnt. Es werden Millionen glauben, dieser Mensch zu sein, aber unter ihnen sind vielleicht nur Tausend zu Vätern und Müttern neuer Generationen

bestimmt, in deren Blut die edelsten Kräfte unserer Kultur unzerstörbar fortwirken.“¹

Wer mag nun unter der gärenden Gymnasialjugend Annenstedts zur kleinen Zahl der auserwählten Einzelmenschen gehören? Gewiß nicht der Primus Lepp und die andern Muster Schüler, deren Zukunft in geistverlassenen Spießbürgertum verdämmert. Auch Caspar Müller nicht, der Gewandte, Anpassungsfähige, dessen Entwicklung zum Typ des geistigen und sittlichen Niedergangs der Inflationszeit der Roman „Der Leibhaftige“ bereits vorweggenommen hat. Und so mancher andere nicht. Bei Willi Gast, dem kerngesunden Sportmenschen, möchte man hoffen. Dieser hübsche, breitschulterige Junge, der durchaus kein „erleuchteter Schädel“ ist, wird mit sichtlich Liebe geschildert. Er wächst in unbefangener, nicht von Reflexion und wildem Drang gestörter Ruhe dem Künftigen entgegen. Im Bewußtsein des hypersensitiven Elias Dunker spiegelt sich Willi Gasts Wesen folgendermaßen. „Willi Gast ist nicht vom Wirbelsturm eines unheimlichen Wesens ergriffen. Er nimmt das Faßbare ohne Erregung hin und läßt das Unbekannte im Dunkel der Zukunft, die es vielleicht enthüllen wird.... Er besitzt eine Schönheit, die sich aus dem Geist aufbaut. Im Körper dieses Jünglings steht jede Sehne, von den schlanken Waden bis über den herrlich modellierten Rücken zu Nacken und Schultermuskeln hin als Ergebnis männlicher Energie sinnvoll an ihrem Plage wie die Räder und Kugeln einer wunderbaren Maschine. Und weil nicht Zufall, sondern Sinn und Wille diesen Körper erbaut haben und stündlich weiter erbauen, ist er ganz rein und frei von trüben Zwecken: nichts Geschlechtliches haftet ihm an.“ In der Tat geht Willi Gast unberührt durch die brutalen und sentimentalischen Wirren der Pubertät, die ihn rings umgeben. Das Training wirkt als Ventil. Aber er selbst ist sich seines Wertes kaum bewußt. Humorvoll spielt Frank Thieß mit dieser pflanzenhaften Unbewußtheit in einer Szene, die zugleich ein Beispiel des Annenstedter Pennälerjargons ist. Elias kommt zu Willi Gast. „Aber Pepchen saß angekleidet am Schreibtisch und zermüht sich das lockige Haar über einem Hausaufsatz. — ‚Morgen‘, nickte er, ‚komm morgen in unsern Garten. Da wollen wir Speer werfen. Übrigens weißt du nicht, wie der Idiot hieß, der das Zitat gemacht hat: Es ist der Geist, der sich den Körper baut‘? — ‚Schiller‘, antwortete Elias. — ‚Gott sei Dank, jetzt kann ich weiter schmieren. Also Prosit Neujahr für heute. Verdufte, mein Sohn.‘“

Das Gegenstück zu Willi Gast ist Elias Dunker. Er sehnt sich in träumerischem Drang einer besseren Zukunft entgegen, aber er ist von der decadenten Gegenwart zu sehr angekränkelt. Von zu großem Ekel am Alten erfüllt, um sich damit abfinden zu können — zu schwächlich, um den Aufstieg ins Neue zu meistern, muß er eines frühen Todes sterben. „Er sieht sein beengtes, von unerfindlichen Hemmnissen beschwertes Ich hilflos vor dem neuen Leben stehen.... O Elternhaus, das ihn nie die Geste freien und sichern Gebarens lehrte, ihm kein anderes Wort ins Leben mitgab als ‚Arbeit‘! O Schule, die sein nach Form tastendes, nach Sinn und Zielen suchendes Wesen nicht von diesem Druck kleiner Herkunft befreite und zu klarer Haltung löste; Schule

¹ Das Gesicht des Jahrhunderts (Stuttgart 1925) 15.

und Lehrer, die ihn heftiger duckten, abermals nichts anderes zu sagen wußten als ‚Arbeit! O Schicksal, das in höhnischem Spiel mit diesem hilflosen Ich seinem Gesicht Schönheit gab...‘ Schön ist der Siebzehnjährige, aber überzart. Er quält sich durchs Gymnasium, einmal ist er sitzen geblieben. Er soll Pastor werden; aber zu der anerzogenen Religion findet er den Weg nicht mehr. Und nun kommen die erotischen Erlebnisse und Verwirrungen über ihn. Eine geschiedene junge Frau spielt mit dem hübschen Jungen, schont ihn aber vor dem Letzten aus Mitleid und entzieht sich ihm. Die geweckte Leidenschaft macht den Überempfindlichen fiebern in Anwandlungen sentimentaler Knabenliebe und der Begierde nach dem Weibe. Das Erlebnis im Bordell, wo er halb gegen seinen Willen das Opfer einer Dirne wird, bringt die Krise. „Die Jugend war verloren, die Reise nicht gefunden. Zwischen beiden Sphären stürzte er in die Hölle der Verworfenen.“ Nur mehr die Sehnsucht nach Entföhnung, nach Reinigung erfüllt ihn. „Niemand kann mich freisprechen außer Gott selber. Ich muß warten, bis ich sein Wort höre. Sterben oder neu geboren werden, nur einer von den beiden Wegen steht mir offen.“ Gott sucht er schließlich in der großen Natur. Unter dem Sternenhimmel der Winternacht, am Ufer des leichtüberfrorenen Baches läßt ihn der Dichter Erlösung von Sünde und vom Leben finden. „Die Sterne glitzern an Gottes Gewand, das durchs Weltall rauscht. Raum breitet sich, Raum, in dem Millionen Lichtjahre wie ein Tag sind. Unendlicher Raum im Raumlosen: Gottes Herz, das seit Millionen Lichtjahren alle Sünden vergibt. Ein ewiger Tausch, die Wage haltend von Sünde und Reinheit, von Sichtbarem und Unsichtbarem. Und mit stummem Schrei der Lust erkennt Elias plötzlich die heilige Notwendigkeit der Sünde. ‚Ja‘, spricht er laut, ‚Sünde ist gut, Sünde ist Weg zu Gott, wenn sie getauscht wird gegen Reinigung... Auch für meine Sünde gibt es eine Reinigung. Indem ich dies weiß, geschieht es schon. Gott, Gott, ich danke dir für die Gnade dieser Erkenntnis.‘“ Um seinen Willen zur Reinigung zu bekunden, will er seinen Leib ins Wasser eintauchen. Er gleitet auf dem Eis der Böschung aus, stürzt ins Tiefe. „Er will aufschreien — da sieht er fäh, mit selbigem Begreifen ein Meteor lautlos über den Himmel sausen und mit dumpfem Anprall an seinem Herzen erlöschen.“

Es bleiben als lebenskräftige Beispiele „der Einzelmenschen, die suchend, kämpfend und leidend sich aus den Schlünden ihrer Zeit in reinere Bezirke sehnen“, Wolf Brassen und Dietrich Gray.

Dietrich, der Sohn des jähzornigen, tyrannischen Konservenfabrikanten, ist hochbegabt, zumal auch nach der Verstandesseite hin. Empörer aus Freiheitstrieb findet er in den Augen der Lehrer keine Gnade, deren er bei seiner Schwäche in Mathematik doch so sehr bedürfte. Nach einem peinlich veremütigenden Besuch bei dem Lehrer des Deutschen und Griechischen geht ihm in der Versenkung in die Natur ein Erkennen auf, das als tiefste Weisheit seelischer Entwicklung immer wieder auf den Höhepunkten der Erzählung aufleuchtet. „Als er auf dem Postberg stand und in der Spätdämmerung zu seinen Füßen das Dächergewirr, verschlungen von Dunst und abendlichem Abglühen freier ausgebreitet sah, überkam ihn überraschend eine neue Ahnung.... Er sah den spitzen Stephaniturm aus dem grauen Massiv ins Licht grüßen und sah die Türme der alten Stadtmauer aus den Niederungen der dunkelnden

Gassen ins Licht treten. Die Dächer duckten sich, doch ihre Türme stiegen frei auf. Rund um die Stadt aber breiteten sich Felder und Obstgärten, Buschwerk und Gehöfte. Dies alles trat, indem es Abend ward und die Sonne sich unter den Horizont begeben hatte, in eine wunderbare Sphäre. Vielmehr es trat aus der Sphäre des Nuzens und der Lebensbetätigung in die des Seins schlecht hin ein. Stadt und Landschaft vereinten sich der sie behütenden Natur, schufen aus dieser Einheit das wunderbare Gebilde, welches keinem andern Zwecke diene als dem, zu sein. Sie wurden frei vom Fron des Nuzens, indem sie nur 'waren' und friedlich zurücksanken in den Schoß der Natur. Nie war ihm bisher dieses Bild in seinem Sinn vor Augen getreten. Er bemerkte, daß friedlich jeden Tag die Loslösung der Dinge vom Fron ihres Zweckes vor sich ging, ohne Schmerz und Zorn, ohne Verzerrung und Feindschaft. Wenn dies aber täglich mit den Dingen so geschah, mußte nicht ein Gleiches mit ihm möglich werden? Mußte es nicht gelingen, dieses So-sein zu finden? ...“ War ihm so über den relativen, ruhelos wechselnden und tyrannisch hegenden Nützlichkeitssrücksichten die Welt der absoluten, in sich ruhenden Werte einer dem Sein unlösbar verbundenen sittlichen Welt aufgegangen, so glaubt er, auch den Weg in diese höhere Welt zu schauen. „Von der westlichen Ebene her dufteten die aufbrechenden Frühlingsäcker. Wenn er die Augen schloß, war es ihm, als könne er ringsum in seltsamen Symbolen und Farben die Seelen der ruhenden und wachsenden Pflanzen erkennen. Er sah und atmete den Duft des Veilchens, die erdhafte Herbheit des Krokus und den Odem des Nachttaus. Aus dem Balsam der Rosenknospen schwang in die Dämmerung ein unhörbares Geläut. Es gestaltete sich ihm das Unbegreifliche: er hatte in der Segnung inbrünstigen Fühlens den Punkt erreicht, wo Farbe, Duft und Klang der Dinge eins werden, wo Ton in Hauch und Hauch in Farbe überschwingt, eines im andern sich schmerzlos erfüllt und der Mensch nichts anderes vermag, als dem Wasser gleich aus Erstarrung aufzubrechen in lebendiges Strömen. Damit war ein anderes Geheimnis gefunden: scharf abgegrenzt und scheinbar drei, konnten die Aggregatzustände, wenn ihre Stunde gekommen, schmerzlos die Geburt des neuen Zustandes finden. Das Eis wurde zu Wasser, der Sturm des Eisans war nur ein Geläut; im Innern gebärte sich in wunderbarer Ruhe der neue Zustand. ... Ja, dies ist das Gesetz des Lebens und Erkennens: höre im Gedonner des Eisans nur das Geläut der Verwandlung und ruhe aus, indem du ohne Schmerz und Klage lächelnd aus einer Form in die neue steigst.“

Dies Gesetz der Wandlung wird von Dietrich erkannt, aber nicht verwirklicht. Sein Versuch, das Studium aufzugeben, das bürgerliche Elternhaus zu verlassen und als Bauernknecht ein neues naturnahes Leben zu beginnen, wird von Willi Gast vereitelt, der ihn mit gesundem Instinkt aus der romantischen Flucht zurückholt; die Jugend müsse einmal der Acker werden, den er als Erzieher zu einem neuen Leben zu bearbeiten habe. Mehr als ein innerliches Loslösen von der bestehenden Kultur und Zivilisation ist von der Verwandlung nicht zu merken, von der neuen Form des Seins und Erziehens ist nur das zu erkennen, daß sie die Schranken sozialer Schichtungen und staatlicher Grenzen sprengen wird.

Erkennt und formuliert Dietrich in seinem Alter weit vorauseilender Reife das Gesetz der Wandlung und dessen geheimnisvolles Ziel, so erlebt und fühlt Wolf Brassen, der zur Kunst Prädestinierte, das gleiche, ohne es in Begriff und Wort fassen zu können. Das Stadium, in das er eintritt, das er durchmiszt und von dem er sich in Schmerzen loslöst, ist seine Verliebtheit, die vorwiegend schwärmerisch-sentimental, starker sinnlicher Anwandlungen nicht entbehrt. Bewußt ist ihm eine saugende Sehnsucht nach brausendem Leben und nach Reinheit. Eine dünne Schicht fühlt er zwischen seiner Person und dem Leben, wie die Wand zwischen zwei Tunnelgängen: er will diese dünne Wand durchstoßen. Aber rein will er dabei bleiben, nicht teilhaben „an den Instinkten der vielen, lächelnd seinen unbefleckten Weg gehen“. Aber in der Tiefe seiner siebzehn, achtzehn Jahre drängt und gärt eine andere Gewalt; zu dem kleinen Peter mit den schwarzen Mädchenaugen, zu der üppigen Ida, der Ladnerin im Konsumverein, lockt es ihn, bis der süße Wahnsinn der ersten Liebe ihn zu Barbara Birchner treibt, der achtzehnjährigen blonden Apothekerstochter, die, einmal sitzen geblieben, die oberste Klasse des Mädchenlyzeums besucht. Da glaubt er, die „Welt hat ihr Tor aufgetan, das Gold der Sternennacht tropft mitten in sein Herz... Sein Sinn ist aufgetan, alles quälerische Suchen wie Schnee zerschmolzen über blühendem Ager. Er weiß, daß dies Erlebnis ihn in den Kreis des geheimnisvollen Lebens gestellt hat, fühlt es um sich brausen und wehen und ist selbst ein Wind und ein Gebrause.“ Rein will er seine Liebe zu Bärchen halten, sie sollte „seine unantastbare Freundin bleiben, eine Gefährtin, der nichts verborgen wäre, was ihn bewegte“. Freilich hat der realistische, Pflaumen essende Büchting nur zu recht mit seiner ernüchternden Bemerkung: „Ich freue mich deines Glückes, aber die Sinnlichkeit, das ist so ein Würmchen in einer süßen, saftigen Pflaume und wird gleich mit der Liebe geboren. Du siehst sie zuerst nicht, wie du das Würmchen auch nicht siehst. Aber es ist deshalb doch drin und nährt sich von der Pflaume...“ Thieß malt Szenen aus, wo es den reinen Schwärmer zu „unsinniger Wollust hochpeitscht“, wenn er auch „mit der Gier der Aszese den Verzicht herbeizwingt“. Und gerade das Verlangen nach geistiger Kameradschaft führt zur Krise; Bärchen ist hübsch und heißblütig, aber intellektuell und künstlerisch unbegabt, er findet bei ihr für seine Ideen und dichterischen Inspirationen nicht die geringste Resonanz. So kommt der Tag, wo er zu erkennen glaubt, daß all sein Glück der Liebe ein Trug war, daß es nur ein erstes Anpochen des Lebens, nicht das Leben selber sei. Daß diese Liebe ein Ende nehmen müsse, daß das Leben, dem er immer nachgerannt, in ganz andern Formen einbrechen werde in den Kreis seiner Existenz. Am Grabe Dunkers wird sein Abschied vom Bisherigen, das Grüßen neuer Lebensformen und Lebenswandlungen zum Gebet. „Laß es stürmen, mein Gott, ich bin bereit. Qual wird sein, Treulosigkeit, Sünde, Bitternis, doch es wird auch Liebe sein, Reinheit und verwegene Süße. Es ist eines wie das andere, weil es ist... Laß mich nur leben, und ich werde dir danken für dieses, für jedes Leben, du dunkler, unbekannter Gott!“

Wolf ahnt als letztes Ziel, als heimliche Triebkraft der Wandlungen das Leben in Gott, das Leben in Harmonie mit allem Seienden. Auch diese Erkenntnis entzündet sich nicht an dem durch Elternhaus und Schule überlieferten religiösen Gut, sondern leuchtet in mystischem Erlebnis aus passiver Natur-

versunkenheit auf. Übermüdet war der Oberprimaner gegen vier Uhr nachmittags eingeschlafen. „Und nun ereignete sich jenes Wunder, das ihn noch lange danach mit frommem Schauer antastete und doch so leicht im Geschehen war, daß er es nicht hätte erzählen können. Er schlug die Augen auf und erblickte ein anderes Zimmer als jenes vertraute altmodische, das er seit einem halben Jahr bewohnte. Wohl standen noch dieselben Möbel im Raume, auch die vielgemusterte Tapete war nicht durch eine edlere ersetzt, an den Wänden hingen die Bilder, welche er selbst dort befestigt hatte. Nichts fehlte von alledem, aber ein Seltsames ging um ihn vor. Der Raum war von goldfarbenem Lichte erfüllt, lautlos standen die Dinge im Segen dieses unwirklichen Scheines, der durch die Fenster breit ins Zimmer flutete. Wohl ging der Schein, das wußte Wolf Brassen, von der Sonne aus, die jetzt hinter dem spitzen Johannisturm sich zum Horizont senkte — doch von wem ging der Schein aus, welcher ihn erfüllte? Unermeßlich war das Gefühl, dem er minutenlang preisgegeben war. . . . Jene Flut abendlichen Goldes, die sein Zimmer erfüllte, wie Wein einen Kristall erfüllt, glänzte auch in ihm. Es war in ihm nicht anders als um ihn: ein feierliches Leuchten, das nicht von der Sonne kam, sondern Gottes Atem selber war. . . . Gott ist durch das Zimmer gegangen, sagte Wolf laut, durch mich selbst ist er hindurchgegangen. . . . Er zweifelte nicht, daß dieses Erlebnis ein Zeichen war, welches er einst, vielleicht erst nach Jahren, würde deuten können. Indessen nahm er sich vor, die Erinnerung daran nicht zu verlieren und diesen Augenblick zum Ausgang zu wählen für ein neues Lebensbewußtsein, das in ihm zu suchen anhub wie aufgehender Same.“

Dieses religiöse Erlebnis hat Frank Thieß als erste Begebenheit an die Spitze des Romans gestellt, um zu zeigen, welche fundamentale Bedeutung er der Religion in dem neuen Leben zuschreibt, dem die Besten unter der Jugend entgegenreifen. Denselben Gedanken von der „notwendigen und unzerreißbaren Verbundenheit von Religion und Kultur“ spricht er wiederholt und energisch in seinen „Briefen an Zeitgenossen“ aus. Er erhofft die Erneuerung nur von denen, „die mit einer radikalen Abkehr von den Götzen der Zeit ein tieferreligiöses, von gänzlich neuen geistigen Erkenntnissen bestimmtes Leben führen“ (Gesicht des Jahrhunderts S. 31).

In diesem Essay-Buch wird man auch die Deutung des Verwandlungsgesetzes und des Gotteserlebnisses suchen müssen, die Wolf in ferner Zukunft zu finden hofft.

Da zeigt es sich nun, daß die pantheistische Färbung jener mystischen Schauung Wesensausdruck ist. Religiosität des Zukunftsmenschen ist nämlich nach Frank Thieß Ahnung einer unlösbaren Beziehung zu einem unbekannten Woher und Wohin (S. 211), ist absolute Verbundenheit von Ich und Totalität, die ununterbrochene Einheit von Ich und All (S. 33). Eine Kontrapunktierung von Gott (All) und Mensch (Nicht-All) wird abgelehnt, weil von ihr aus der Schritt zur Personifizierung Gottes die logische Folge wäre (S. 33). Somit gilt auch jüdische und christliche Religiosität als überwunden, weil sie in der Personalität Gottes stecken geblieben ist (S. 256). Das menschliche Leben ist ein bestimmter Teilprozeß innerhalb des ungeheuren, uns in seinen Gesetzen und Zielen unbekannten Bewegungsprozesses All (S. 258). Die

einzigste Möglichkeit, uns Gott zu nähern, besteht im Bewußtsein unserer untrennbaren Einheit mit ihm und der Verwertung dieses Gedankens für unser Leben (S. 259). Eine logische Folgerung aus dieser Anschauung von Gott und Religiosität ist die Verneinung aller absoluten Werte. Alles, auch die höchsten geistigen Werte sind in ewiger Progression, jedes Dogma wird nur als formaler Niederschlag einer Idee anerkannt, jede Dogmatik ist nur dann ungiftig, wenn sie sich ihrer Relativierung durch eine neue Idee nicht verschließt (S. 40). Das Gesetz der Verwandlung ist also mehr als die Selbstverständlichkeit, die ja freilich in der Verwirklichung auf die größten Schwierigkeiten stößt, daß sittliche und kulturelle Höherentwicklung, das Überwinden des niedrigeren Stadiums verlangt. Nein, es gibt überhaupt keinen absoluten Wert, da der höchste Wert „Gott“ nichts anderes ist als Bewegung des All, als ständige Wandlung der Totalität. Damit ist die unantastbare Majestät des Sittengesetzes zerstört. Schuld und Sünde gehören darum zu der immerwährenden Bewegung, in welcher der Kulturmensch der Entwicklung seines Selbst dient, sich selbst erfüllt (S. 34).

Darum also hat Frank Thieß in seinem mit großer Kunst und, wie Kenner dieser Gymnasialjugend versichern, mit Lebenstreue entworfenen Bilde die positiv gläubigen Kreise ausgeschlossen. Die katholische Kirche, deren Kulturmacht in der Vergangenheit er bewundert, ist ja überwunden oder muß doch überwunden werden. Gibt so sein Roman als sittliche Zustandsschilderung des deutschen Gymnasiums der Gegenwart nur einen kleinen, dazu falsch gewerteten Ausschnitt, so ist er als Wegweiser in die Zukunft ein Irrlicht über grundlosem Moor. —

Max Dreger fordert für die Erziehung als Erstes und Letztes die Autorität der Lehrerpersönlichkeit, des Erziehers, ohne diese Autorität auf das Fundament religiöser und sittlicher Wahrheit zu stellen, ohne sie religiös zu beseelen und zu speisen; er erniedrigt dadurch den Lehrer zum Sportwart und Arbeits-trainer, der ganz gewiß die Jugend nicht zur Überwindung der Seelenlosigkeit unserer Zivilisation führt.

Frank Thieß dagegen sieht mit Recht in der Religiosität die Quelle der Wiedergeburt unserer Kultur. Aber er lehnt alle Autorität ab, verschmäht darum auch die Autorität der Kirche, der nun einmal der autoritative Schuß der religiösen und sittlichen Werte in der jetzigen Weltordnung so anvertraut ist, daß nur in ihrem Bezirk und Einflußkreis diese Güter vor Verschleuderung und Verfälschung bewahrt werden. So kann es geschehen, daß seine Empfehlung der Religiosität als einziger Kraft kultureller und sittlicher Erneuerung in ihrer metaphysischen Deutung zur Vernichtung der Religion und in ihrer ethischen Auslegung zur Zerstörung der Sittlichkeit wird.

Das Heil ist nur zu hoffen von der Vereinigung der Religiosität mit der Autorität. Von der Religiosität, der Gott im katholischen Christentum absolute Form gegeben — von der lebendigen Autorität der Kirche, die diese Religiosität durch die Jahrhunderte trägt. Die persönliche Autorität des Erziehers muß von dieser Religiosität getragen und durchgeistigt werden, wenn sie die Jugend zu geisterfüllter Kultur führen soll.

Sigmund Stang S. J.